

MÜNCHEN / 1957 / NR. 46
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

Jugend



Alfonso Gräber



Aus unserem Skizzenbuch

Verkaufskunst

Noch zu klein

Un Samstagnachmittagen bemerkte man seit einiger Zeit am Marienplatz und anderen belebten Stellen Münchens freundliche Männer in feldbrauen Manteln und mit schwarzen Mützen, die irgendwie an die Kopfbedeckung General Frances erinnern. Sie führen alte Mütterlein über die Straße, halten vorwitzige Radfahrer an, verweisen Fußgänger auf das rote Licht und ermahnen Autofahrer, einen Richtungsweiser herauszustrecken. Auf der Brust tragen sie ein Schild: V.S.T.A. Verkehrsverziehungsdienst.

Wir gingen dieser Erscheinung nach und hörten, daß die Zahl der Verkehrsunfälle erschrecklich groß sei, daß ihnen im Reiche jährlich tausende von Toten und noch mehr Verletzte zum Opfer fallen, und daß die schlechte Strafendisziplin den Versicherungen viele Millionen kostet.

„Wenn Sie mitkommen, werden Sie erstaunt sein, wieviele Menschen aus Unachtsamkeit gegen die Verkehrsregel verstossen und sich und andere in Gefahr

bringen.“ Wir kamen mit. Vom Marienplatz ging es hinaus zum Rosenheimerplatz. Hier war ein Fahrrad gestürzt, das sein Besitzer achtslos am Kinnstein geparkt hatte. Es war ein Verkehrsbehinderer. Wir warteten, bis der Besitzer wieder aus dem Laden trat. Dann erhielt der Junge eine väterliche Ermahnung und einen vorgedrückten Zettel mit Verkehrsregeln, auf dem sein Fall angekreuzt wurde. Der Junge bedankte sich, froh, daß er ohne Anzeige davon gekommen war. Mitten auf dem Rosenheimerplatz bemerkten wir auf den Straßenbahnschienen einen Wagen von Anna dazumal, dessen Besitzer sich umsonst bemühte, den abgeworfenen Motor wieder zu erwecken. Wir traten zu dem bleichen Manne und schoben sein Gefährt zunächst mal an die Seite, über den Platz. „Na, will er nicht mehr“, fragt unser Verkehrsbeamter gespiält. „Er ist halt a bissel alt“, meinte der Besitzer. „Dann sollten Sie mal Ihren Anlasser oder den Vergaserbrand in Gang und fahr erleichtert ab. Es begann zu dunkeln. Ein feiner Regen stäubte herab. Ein Motorradfahrer stürzte. Er wurde aufgehoben, auf seine heilen Gliedmassen untersucht und ermahnt, bei Kreuzungen und Haltestellen ganz langsam zu fahren. Ein Blinder wurde über die Straße geführt. Zwei alte Frauen. Es war dunkel geworden. Manche Fahrzeuge waren noch ohne Licht und wurden entsprechend abgefertigt. Die Radfahrer schienen am wenigsten Sinn für Beleuchtung zu haben. Fast jeder zehnte war ohne Licht und bekam seinen Zettel. Groß war die Flut der Entschuldigungen. Einer entstöhnte sich sogar kurz, ging in das Fahrradgeschäft gegenüber, und kaufte eine Lampe. Endlich kam noch ein kleiner Bob ohne Licht. „Halt! Warum haf du kein Licht, Kleiner?“ wurde er gefragt. Schlagfertig erwiderte der Kleine: „Ich brauch noch foans!“ Man machte ihm klar, daß, wie jung immer jemand sei, er es doch nötig habe, auf die Verkehrsregeln zu achten.

Auch auf dem Viktualienmarkt ist Gesetz. Die Stände sind voller Pilze, Apfel, Birnen und Trauben, und in der Nordseefischhalle gibt es grüne Seringe, Spitzweg, der dort in der Nähe wohnte, hätte seine Freunde an den kaum merklichen Spuren des blauen Dunstes gehabt, den der Morgen Nebel hinterlassen hatte. Wir gingen zwischen den Ständen durch, um Obst zu kaufen. Es war wirklich ein lockender Anblick, alle diese frischenden, duftenden Spätfrüchte zu sehen. Hier ist ein schöner Stand. Apfel 14. Birn 17“ steht daran. Auf uns zu stürzt eine Marktfrau: Geht was ab, Herr! Mit versteinerem Gesicht wenden wir uns ab, zum nächsten Stand. Auch hier verhindert uns eine Verkäuferin mit lauter Frage: Geht



Welden

Welden



Welden

was ab, an der wohlwollenden Betrachtung und Prüfung ihrer Früchte. Raum findet mir beim nächsten Stand, als ein Mann uns den Weg vertritt: Schöne Birn, der Herr, schöne Birn! Auch hier ist Kaufzwang für jeden der es mag, die Ware anzublicken. Eisig, als wenn ein Stammbaum von dreißig Generationen auf uns lastete, scheitern wir vorbei. Und gehen über den Markt, zwischen den Ständen hin und her, bemüht uns Ware anzusehen um sie kaufen zu können. Aber nirgends läßt man uns die Rübe, nach eigenem Gemessen einen Entschluß zu treffen. Wir verstehen nicht recht, warum man uns, den willigen Käufer, durch das ewige „Geht was ab?“, daran verhindert. Denn erhobenen Hauptes, ohne eine Tüte in der Hand, schreiten wir von dannen.

Die Jugend



Vater und Sohn

Von Vera v. Grimmel

„Rot flammt der Purpur, rot ist der Mohn.
Rot auch der Wein.
Rot der verglühende Sonnen schein.
Rot ist die Liebe, mein Sohn. —“
„Was nun rett?“
„Weil rot auch das Blut in den Adern rauicht
Hast nie noch seine Erbache gelauscht?“
„Wohl hört' ich das Blut, es sang und klang —“
„Das war der allmächtige Liebesdrang.“

„Auch, Vater! Aber da war noch ein ander Lied!
Vom Sonne, die herrlich ob allen glüht,
Vom Sturm, der mit im Haare wühlt,
Vom der Welle, die mir die Glieder fühlt —
Vom Sand, über den mein Fuß sich schwinge,
Vom Fels, den stolz mein Fuß bezwingt —
Von meinen Taten das Blut erlingt.
Und ist auch rot Dein schwerer Wein —
Meine Freiheit, Vater, muß golden sein!“



Josef Mader



Rivalen

Josef Mader

Josef Mader

Ob ist für unsere Zeit eine heroische und monumentale Kunst gefordert worden. Die Würde allein aber macht keine Kunst. Es muß ein Künstler her, der alles, was unsere Gegenwart bewegt, unbewußt und zwanglos aus seinem innersten Schaffen heraus empfindet. Ein solcher Künstler ist Josef Mader.

Er gehört der jungen Generation an, ist 1905 in Landshut geboren und besuchte dort die Kunstscherbschule. Später studierte er an der Werksschule in Köln und zog 1931 nach München. Im Jahre 1936 errang er in Nürnberg den Dürer-Preis. Gegenwärtig sind seine Werke im Graphischen Kabinett Franke in München ausgestellt. Sein Hauptgebiet ist die Graphik. Eine starke innere Bewegung beherrscht seine Bilder. Die dramatische Handlung macht auch dem Laien diese Werke unmittelbar verständlich. Wenn aber die Bilder Handlung enthalten, so ist

diese doch nicht durch ein literarisches Thema von außen in sie hineingetragen. Die Handlung liegt nicht in der falschen Pose eines saftlosen Historismus, sondern im Aufbau und in der Bewegung, in der dramatischen Spannung des Bildes selbst.

Mader sucht die Handlung dort auf, wo das Ringen der Kräfte am unmittelbarsten und ursprünglichsten ist: im Tierreich. Die gespannte Kraft, der Charakter des Raubtieres sind groß und heroisch empfunden. Der Künstler hat sich ganz in seine Tiere eingelebt. Tiger, Panther, Stiere, Pferde, Adler und Krähne: Tiere, in denen die Natur ihre höchste Kraft und Anmut zeigt. Die Bilder sind keine Illustrationen und wollen es nicht sein. Bei aller Bevölkertheit streben sie ins Monumentale. Der Aufbau verrät ein sorgfältiges Studium, eine strenge Schule. In einigen frühen Bildern können wir noch den Einfluß

Hans von Marées' spüren. Auch die neueren Tierbilder zeigen Sicherheit in der Komposition, sind aber in sich bewegter. Zum Aufbau der Form kommt der Rhythmus der Linie, kommen vereinzelt schon Lichtakzente.

Josef Mader ist es ernst in seinem Schaffen. Über allem steht die Idee. In der Technik aber geht er schrittweise vor. Licht und Farbe sind die nächsten Stufen. Noch zieht er die einsfarbige Graphik der Malerei vor. Aber die wenigen Bilder, die er zeigt, runden an, daß er auch hier nicht im Rahmen des Üblichen bleibt, sondern etwas wagen will. Er gehört zu den stillen Künstlernaturen, die gewissenhaft die Übung und großes Wissen mit einer reichen schöpferischen Phantasie verbinden. Einer Phantasie, die plötzlich hervorbreicht und zu Alter Staunen Werke schafft von einer Glut, die in dem stillen Manne niemand vermutet hätte.



Kämpfende Pferde

Josef Mader

Ein Harztropfen

Von Nellie Porten

Weil nun wieder die Sonne so stark scheint wie vor vier Wochen, hab ich das braune leichte Complet aus dem Schrank geholt. Der Herbst will diesmal gar nicht kühle und regnerisch werden, nein, Sonnen-glast auf allen Wegen und die Blätter, schon brennend und flammend an ihren Ästen, wollen noch immer nicht zur Erde, klammern sich an das bisschen Saft, das der Baum ihnen noch gibt.

Nur darum hab ich das braune Complet aus dem Schrank geholt, nicht um mich hübsch zu machen und endlose Zeit prüfend vor dem Spiegel zu stehen, ob die Lippen zu blau oder zu dunfel sind, wie ich es damals machte, für dich — Lieber. Es ist ja jetzt nicht mehr nötig, du bist weg — weit weg — und darum mag ich auch diesen Herbst nicht recht, der sich nicht genug tun kann mit Farben und Licht und der etwas vortäuschen will, was längst nicht mehr ist, denn der Sommer ist ja dahingegangen und was nun folgt bedeu-

tet langsam's Weltwerden und Abschiednehmen.

Weißt du, wann ich das braune Complet zuletzt trug? Wir saßen oben über der Saaleraltpforte, weit zu unserer Füßen dehnte sich das Land und wir fühlten einer des andern Nähe. Hohe Tannen wucherten unter unsern Kopfem empor und die Luft war glasklar, vereinzelte Müllerschwärme tanzten auf und nieder. Es war eine der Stunden die uns ganz gehörte und wir gehörten ganz ihr. Leise rauschten die Blätter, ein ganz tiefes Schweigen war um uns, wir brauchten ja nichts weiter zu sagen als „Du“ es war unsere ganze Rede und wir verstanden sie.

Pötzlich fiel ein Tropfen aus den Zweigen auf mich herab. Wie eine durchsichtige, hellschimmernde Träne die zu Eis gefroren ist, lag sie auf dem Stoff meines Mantels, ich konnte sie genau betrachten und meine die Bläue des Himmels mügte sich auf ihrer klaren Oberfläche spiegeln.

Ich möchte sie nicht fortwischen, denn meine Hände lagen in den deinen und alles war schön und gut ...

Heute habe ich nur das leichte Complet wieder aus dem Schrank genommen, denn die Sonne scheint genau so warm wie vor vier Wochen, nur du bist nicht mehr bei mir — das ist alles.

Die glasklare Träne an dem rauhen Stoff des Mantels ist eingetrocknet, ein häßlicher grauer Fleck ist zurückgeblieben und da ich ihn mit dem Nagel meines Fingers entfernen will, stromt ein harziger Duft auf. Er erinnert mich an unsere Abschiedsstunde hoch über den Tälern der Saale, er sagt, daß der Sommer endgültig vorbei ist, auch wenn jetzt noch für eine Weile die Sonne scheint.

Der Harztropfen, die glasklare große Träne ist auf dem Stoff meines Mantels eingetrocknet, aber die Tränen die jetzt drauf fallen verschmieren mir das Gesicht und machen mir das Herz so müde ...

“SCHEMA F”

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Neulich habe ich jemand gefragt: „Wissen Sie vielleicht, was Schema f ist?“ — „Natürlich“, sagte er, „weiß ich das.“ — „Also bitte!“ — „Schema f ist, wenn man — nein, Schema f ist dasjenige was — nein, ist derjenige, wo — na ja, Sie wissen schon, nicht wahr?“

„Nein“, sagte ich, „ich weiß nichts.“

„Um ja, wissen Sie, Schema f ist eigentlich auch nichts fürs Wissen — Schema f, verstehen Sie, das muss man fühlen.“

„Aber wie fühlt man Schema f?“

„Entschuldigen Sie, ich habe wenig Zeit. Aber gehen Sie einmal aufs Rathaus, dort weiß man sicher, was Schema f ist.“

Also ging ich aufs Rathaus.

„Bitte, Herr Sekretär, was ist Schema f?“

„Wier Was?“

„Was Schema f ist, möchte ich wissen.“

„Sie wollen anzugliedern, was?“

„Nein, durchaus nicht, nur was Schema f ist, möchte...“

„Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Sie... Sie... Schikaneur!“

Also machte ich, daß ich hinauskam, und ging direkt auf die Staatsbibliothek. Dort wendete ich mich an den Sekretär, der am gelehrtenen ausfah: „Wissen Sie vielleicht, was Schema f ist?“

„Schema f sagen Sie?“ — „Schemaf“ — warten Sie einmal — also Schema f haben Sie gesagt? Na, seien Sie, das ist so eine Sache... Also, nicht wahr, Schema f meinen Sie?“ — „Ja“, sagte ich. — „Sehen Sie, Schema f ist...“ Da lautete die große Glocke der Staatsbibliothek.

„Sie müssen entschuldigen“, sagte der Sekretär, „aber wir müssen jetzt schließen.“ Und nachdenklich setzte er hinzu: „Nach Schema f.“

„Wenach?“

„Nach Schema f.“

„Aber da haben wir ja das Schema f!“, rief ich. „Ist Schema f vielleicht eine große Glocke?“

„Glocke? Schema f? Dummes Zeug. Ich gebe keine Auskunft über Schema f, wenn's gelautet hat. Dazu bin ich nicht verpflichtet — nach Schema f, verstanden?“

Fort war er. Und der Saaldiener zeigte mir ebenso höflich wie dringend den Weg zur großen Glastür. „Nach Schema f, verfehler Sie!“, sagte er schmunzelnd.

„Also in Dreiteufelsnamen, was ist denn Schema f?“, schrie ich. Dumm! schlug die Glastür zu.

Es ließ mir keine Ruhe. Ich ging zu Professor Spinnhuber, einem grundgelehrten Manne.

„Kennen Sie mir vielleicht sagen...?“

„Natürlich!“, unterbrach er mich.

„Aber Sie wissen ja noch gar nicht, Herr Professor —!“

„Ich weiß alles, verstehen Sie, schlecht- hin al-les.“

„Also was ist dann Schema f?“

„Schema f?“, sagte er. Ich sah es ihm an, verblüfft war er doch. „Na, nun kommt es darauf an“, fuhr Professor Spinnhuber fort, „nun kommt es darauf an, meinen Sie Schema f im allgemeinen oder Schema f im besonderen.“

„Im allgemeinen, Herr Professor.“

„Schön, im allgemeinen also. Ja, seien Sie, das habe ich mir gleich gedacht.



Die Beute

Josef Mader

Schema f im allgemeinen ist nämlich ungeheuer schwer zu sagen, weil..."

"Also dann Schema f im besonderen, Herr Professor."

"Schema f im besonderen? Das ist nicht meine Sache. Ich kümmere mich nur um allgemeine Sachen. Schema f im besonderen ist Herrn Kollegen Gründlich's Sache. Das sollten Sie eigentlich wissen, mein Herr — nach Schema f!"

"Aber Sie sprechen Sie ja selbst von..."

"Wir im allgemeinen, mein Herr, nur im allgemeinen. Hier haben Sie eine Empfehlung an Professor Gründlich..."

Und er schrieb mir eine allgemeine Empfehlung an den besonderen Professor.

Damit ging ich zu Professor Gründlich.

"Können Sie mir sagen, was Schema f ist, Herr Professor Gründlich?"

"Schema, sagen Sie — Schemas?" Und dann schlug er unter "Schema" nach. Er blätterte... Nach einer Stunde sagte er: "Hm, es muß doch unter f sein. Also f sagen Sie. Warten Sie mal — war—ten Sie — was—rt—en Sie..." Und er blätterte und blätterte. Nach einer weiteren Stunde sagte er: "f ist ein Buchstabe, mein Herr."

"Gewiß", sagte ich, "aber Schema f?"

"Waa—rie—e—n Sie." Und er blätterte. Nach der dritten Stunde sagte er: "Sollten Sie das nicht mit aus dem Effekt verwechselt haben, mein Herr?" Und er rückte an seine Brille und sah mich mit mattem Augen an. Da hatte ich Mitleid mit ihm und ging zu Professor Schweif.

"Also was das Schema f ist, möchten Sie wissen?", sagte Professor Schweif gemütlich. "Aun, ich will es Ihnen sagen — aus dem Handgelenk will ich es Ihnen sagen. Aber Sie müssen aufpassen, damit Sie ordentlich verstehen..."

"Gewiß, Herr Professor."

"Also Schema f ist derjenige zum erstaarten Sprachgut gewordene Metapher der deutschen Sprache, der mit entlegenen Wurzeln ins Alteudeutsche zurückgreifend und sich an eine gemeinsame Basis des Spätgotischen anlehnd, aus welchem sich die entsprechende Koordination mit dem Lateinischen leicht nachweisen läßt, obwohl die Mehrzahl meiner übrigen sonst sehr geschätzten Kollegen vorgibt, an griechische Anklänge zu glauben, was auf eine unverzichtbare Lartheit ihrer sprachgeschichtlichen Forschungsmethoden schließen läßt, die ich in meiner zweibändigen schematischen Kritik der linguistischen Genesis gebührend gewürdigt habe, mein Herr... Haben Sie nun begriffen, mein Herr?"

"Gewiß", sagte ich und bat ihn um ein Brausepulver.

"Wozu?"

"Mir ist nicht ganz gut, die Definition des Schemas f hat mich angegriffen."

"Ja ja", sagte Professor Schweif mitleidig, "das kommt davon, wenn sich Latin in wissenschaftliche Dinge mischen. Sie sollten lieber Ihre Hände aus dem Schema



Südländerin

A. Büger

f fortgelassen haben, mein Herr. Mir ist ein Fall bekannt, wo einer daran geforben ist. Ein Laie natürlich. Ihr Kopf hält es nicht aus. Ubrigens, Sie sehen wirklich schlecht aus, gehen Sie zu einem Arzt, mein Lieber..." Und ich schlich zu einem Arzt.

"Was fehlt Ihnen?", fragte mich der Doktor.

"Ich... ich leide leider am Schema f."

"Um Schema f! Mensch, machen Sie keinen schlechten Witz! Das ist doch eine Krankheit. Daran leide ich ja auch. Daran leiden wird doch alle. Aber eine Krankheit..."

"Na toll, Herr Doktor; aber nun sagen Sie mir endlich, was ist das Schema f? Ich bin schon ganz am Zunkt und wenn ich es nicht bald erfahre..."

"Hm", unterbrach mich der Doktor sinnend, "ich könnte es Ihnen wegoperieren, wenn ich Ihren Schädel öffne. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam. Sie passen danach nicht mehr in die Welt herein, in das Schema f — Schwester, bringen Sie mal Chloroform..."

Ich entstöhnte und rannte vor der Blitze mit solcher Gewalt an einen Schuhmann, daß er umfiel und sein Helm mit der Spitze in einen Reichenbachsau flog.

"Sie geben mit mir!", rief er, als er sich aufgerichtet hatte. "Sie haben sich einer Beamtenbeleidigung schuldig gemacht."

"Aber ich habe Ihnen doch gar nichts..."

"Mir nicht, aber meinem süddischen Helm. Sie müssen mir, es geht nicht anders — Schema f..."

Schema f! Eine letzte schwache Hoffnung leuchtete auf. Vielleicht daß ich auf der Polizei am Ende doch erfahren würde...

Auf der Wache wurde ich verhört. Es stellte sich heraus, daß ich zwar den Helm beleidigt hätte. Aber dennoch wäre ich freigelassen, da die Beleidigung von süddischen Helmen im Schema f nicht vorgelebt wäre, wie der Kommissar mir sagte.

"Im Schema f nicht vorgesehen, sagen Sie, Herr Kommissar?", stammelte ich mit letzter Kraft, "aber dann können Sie mir auch in Gottesnamen sagen, was das ist, dieses Schema f!"

"Schema f ist Schema f, Sie Esel", sagte der Kommissar.

"Aber warum haben Sie mir das nicht gleich gefragt?", rief ich und umarmte ihn und war geheilt.

Der Tyrann und der Philosoph

Im grauen Altertum herrschte über Thion ein Tyrann, deßen Dichten und Trachten war böse von Jugend auf. Vor allem sein Dichten. Er reimte, daß ihm der Schweiß von der Stiene troß; kein Tag verging, an dem er nicht seinen Pegasus erklimmen und ihn zuhanden geritten hätte. Die Hofsinglinge erbebten, wenn sie an seine Tafel gezogen wurden, denn sie wußten was ihnen bevorstand. Speise und Trank spendete er ihnen gar spärlich, doch um so reichlicher schüttete er sein poetisches Füllhorn über sie aus. Er war ein Tyrann ohne Gnade. Die Hofsinglinge gerieten pflichtschuldig in Verzückung, hudelten Lob und haschten sich gegenseitig die Superlative der Begeisterung gierig von den Lippen. Nun geriet einmal ein Philosoph in eine dieser Orgien der Spracheliederei; war er nun ob des Mangels an Tafelfreuden erbost, oder ergrimmte ihn lediglich die unändige Minderwertigkeit der tyrannischen Dichtkunst, dessenfalls ließ er, als der erlauchte Gastgeber gerade eine kleine Atempause einschaltete um den Sonigismus der Schmeidelei zu schlürfen, ein langgeschorges Gähnen entören. Dann schüttete er unwilling sein Haupt und sagte: „Fürchterlich!“ Die Hofsinglinge knickten zusammen, zogen die Köpfe ein und schielten nach ihrem Gebieter, der offenen Mauls den Vermeßten anstierte. Plötzlich aber brüllte der Tyrann so tyrannisch los, daß ihm die Stimme überschnappte; aber



Welden

immerhin war aus dem Wutgefreisch noch zu entnehmen, daß der Unhelder schwurstracks auf die Galeere zu bringen sei. Die rauhen Krieger der tyrannischen Leibwache ergreiften den Vermeßten und schlepten ihn fort. Nun hatte aber der Philosoph am Hofe einen einflussreichen Sohne und diesem gelang es nach einigen Wochen, seinen Schöglung wieder freizubitten. Der Tyrann, in dem das philosophische „fürchterlich“ noch immer höchst Wunschbar nachklang, hatte den brennenden Wunsch, der Aushofe möchte seine frevelhafte Kritik vor aller Ohren in die einzige genehmige Form lobpreisender Verhimm-

lung umminzen. So zog er denn den Bevadigierten wiederum an seine Tafel und schmetterte ihm Oden um Oden entgegen. Endlich hielt der rajende Poet erzbösi und, und als die ekstatischen Wonneeschreie der Hofsinglinge verebbten, trat er zu dem Philosophen und fragte ihn: „Nun, Weiser, wie haben die heute mein Werke gefallen?“

Der Philosoph sah an dem Tyrannen vorbei, winkte den rauhen Kriegern der tyrannischen Leibwache und sprach: „Kommt, Kinder, bringt mich nur wieder auf die Galeere.“

Wishen-Martens

„Nockele spricht“

Von Karl Gideon Gössle

Nockele, ein gemütlicher Bauer von der schwäbischen Alb, fährt Holz in die Stadt und kommt dort an einer Apotheke vorbei. Er fragt den Apotheker, der gerade nichts zu tun hat und deshalb zum Fenster herauschaut:

„Gerr Apotheker, hentz Maulaffe feil!“

„Maulaffe net, aber Rendviecher“, erwidert diefer gereizt.

Da schmunzelt Nockele:

„E Geschäft, des jo guet goht wie des Euer, mocht i au han. Mir scheint näm-

lich, daß r d' Rendviecher ausverkauft bent bis auf ois. Ond des ohne guet zum Fenzicht raus!“

Nockele leidet unter einem großen Durst. Im Sommer trinkt er Moß, im Winter liebt er es, des Abends bei guter Gesellschaft im „Goldenen Ochsen“ zu sitzen und ein paar Viertel Strumpfbauch zu genehmigen. Und das braucht seine Zeit.

Aber Nockele wieder einmal erst nach Mitternacht heimkommt und sich möglichst geräuschlos neben seiner beiferen Hälfte niederlegen will, läßt diese eine jener Schimpftanoden los, die den biederem Schwaben in innerster Seele zuwider sind. Sein Ehemahl ist aber dadurch geblennigt, weil sie ihr Gebiß nicht im Mund, sondern neben sich auf dem Nachttisch liegen hat.

Als zartempfindeider Mensch merkt dies Nockele. Er nimmt nun seinerseits das Gebiß aus dem Mund, legt es behutsam neben dasjenige von seiner Frau und nuschelt in Richtung des Stillebens:

„Schempfer ihr boide meinetwega ruhig de ganz Nacht miteinander. Ni und mei Kathrin goht des nit a. Mir wellet schlofa!“

Söhne berühmter Männer

August Befule, der bahnbrechende Chemiker, hatte einen Sohn, dem die Berufswahl Schwierigkeiten machte. Fragte man ihn, was er werden wolle, so antwortete er: „Das weiß ich noch nicht. Nur eins weiß ich: Chemiker, wie mein Vater, werde ich nicht!“ Auf die Frage, warum er denn nicht in die Fußstapfen seines Vaters treten wolle, meinte er trocken: „Sehen Sie, entweder werde ich ein schlechterer Chemiker als mein Vater und alle Welt wird sagen: Aha, das alte Lied, der unbedeutende Sohn eines bedeutenden Vaters. Oder aber ich werde ein besserer Chemiker: das wäre noch ungangenehmer, denn das kann ich doch unmöglich meinem Papa antun!“ X. W.-W.



Sein Lieblingsname

Von Erich Bernmayer

„Sie nehmen mich nicht ernst!“

Vorwurfsvoll sagte es Klaus seiner Nachbarin hinüber. Die blonde Frau zog die Decke fester über Schulter und Arm.

„finden Sie?“ fragte sie belustigt zurück.

Der Abendwind strich übers Gebirge her und fräkelte die grünlichen Wellen des kleinen Alpensees. Die Terrasse der bekannten, vornehmen Pension war fast leer. Nur wenige Gäste genossen die angenehme Stille der Dämmerung.

Der junge Ingenieur, der sich hier von dem schweren Unfall des letzten Winters zu erholen suchte, und die Witwe des bekannten Großindustriellen hatten sich ganz von selbst etwas enger aneinandergeklammert. Gemeinsame Mahlzeiten, ein paar Kaffeehausbesuche in der nahen Landeshauptstadt, und heute zur Feier des morgigen Abschiedes sogar eine kleine Wanderung über sonnige Bergwiesen und schüttete Fichtenwälder bis hinauf zum Steinbauer. Es war schön gewesen. Die blonde Frau lächelte verloren vor sich hin. Dann strich sie leicht über seine braune, gut geformte Hand, die auf der Armelehne ihres Stuhles lag.

„Ich muß noch auf mein Zimmer, Briefe schreiben“, sagte sie.

„Briefe schreiben?“ Klaus fuhr hoch. „Briefe schreiben!“ wiederholte er noch

einmal. „Jetzt sagen Sie schon, Frau Sabine, wem schreiben Sie eigentlich jeden Tag? Und vom wem sind die Briefe, auf die Sie täglich so sehnfütig warten? Sind Sie von jemandem, der Ihnen naheleben darf?“

Sabine Walterskirchen sah in zwei helle graue Augen, zwischen denen jetzt eine böse, senkrechte Falte stand.

„Sie sind ein großes Kind, Klaus, trotz Ingenieur und Weltmeisterschaft für Skilauf. Die Briefe sind von einem jungen Mädchen, damit Sie beruhigt sind.“

Mit erleichtertem Aufatmen legte sich Klaus von neuem in den Liegestuhl zurück.

„Was kann eine so fluge Frau wie Sie an einem Briefwechsel mit einem jungen Mädchen finden?“ sagte er dann kopfschüttelnd. „Ich kann mit unseren jungen Mädchen gar nichts anfangen! Sie sind meist sehr selbstbewußt und selbständige, zu selbständig, reden über alles und wissen

Die Kunst übersetzt die göttliche Schöpfungskraft ins menschliche, die Wissenschaft reproduziert das Geschaffene im Geiste. Kann man sich eine größere Verschiedenheit der Aufgabe denken?

(Feuerbach)

im Grunde nichts. Man kann sich mit ihnen vielleicht ganz nett unterhalten, einen Abend oder zwei, aber nie hat man bei ihnen das gute Gefühl von Heimat und innerer Wärme, das so wohl tut. Bei Ihnen, Frau Sabine, habe ich das vom ersten Augenblick an gehabt! Sie sind überhaupt...“

„Ein Engel ohne Fehl und Makel“, unterbrach ihn Frau Sabine lachend.

„Deinaher“, sagte Klaus träumerisch, „es fehlt nur eine ganz winzige Kleinigkeit!“

„Und die wäre?“ Interessiert hob Sabine den Kopf.

„Sie sollten Ruth heißen!“ vollendete er.

„Ruth! Warum gerade Ruth?“ Eine blonde Röte stieg in das überraschte Frauengesicht.

„Das war schon immer mein Lieblingsname. Schon in meiner Knabenzeit. Wenn das auch noch wäre!“ Er seufzte tief.

„Dann wären Sie restlos glücklich! Ich weiß! Aber jetzt muß ich auf mein Zimmer! Lassen Sie, bitte, meine Hand aus, sonst kann ich mich nicht aufstellen.“

„Und darf ich Sie in Wien besuchen?“

„Warum nicht?“

„Und werden Sie mir dann erlauben, Ihnen alles, alles zu sagen, was ich denke



Alfons Graber

und fühle? Und darf ich Sie dann auch um etwas bitten?"

Sabine Walterskirchen lächelte fein.

"Ich glaube schon, Klaus", sagte sie dann.

... Langsam senkte sich der eiserne Vorhang. Lachend und plaudernd strömte das Publikum während des Zwischenaktes in das Foyer. Sabine Walterskirchen wandte den Blick nach der Tür ihrer Loge, die jetzt rasch geöffnet wurde.

"Ach, Klaus", sagte sie erfreut, "wie kommen denn Sie daher? Ich glaubte Sie noch in Salzburg!"

"Da war ich auch heute noch!" Strahlend beugte sich Klaus über die schmale Frauenhand. "Aber der Chef wünschte mich möglichst persönlich zu sprechen. Ich rief vom Hotel sofort Ihre Nummer an, das Mädchen sagte mir, wo Sie zu finden sind, und da bin ich!"

"Eine sehr nette Überraschung! Aber ich habe auch eine für Sie auf Lager!"

"Wirklich? Haben Sie vielleicht mir zu-

liebe Rajak fahren gelernt, damit wir zusammen einen Ausflug machen können?"

"Um Gottseinen, nein! In so etwas bringen mich nicht einmal zehn Pferde hinein! Nicht wahr, Liebling?"

Frau Sabine wandte sich nach dem dunklen Hintergrund der Loge. Jetzt erst bemerkte Klaus das blonde, zarte Mädchen, das der Unterhaltung mit leisem Lächeln gefolgt war. Mit unbewußtem Wohlgefallen schaute er in das reine, jugendfrische Gesicht.

"Darf ich bitten mich bekannt zu machen?" bat er dann hastig. Ein ganz leichter Hauch von Wehmut legte sich einen Herzschlag lang über Sabinens flache Stirn.

Aber im nächsten Augenblick nickte sie lachend.

"Gerne! Diese junge Dame wird an Ihnen vielleicht einen etwas mildernden Richter finden als die übrigen jungen Mädchen, mit denen Sie so unsympathisch sind. Sie ist nämlich meine Tochter, und außerdem heißt sie Ruth..."

"Ruth? Wie schön Sie sind!"

DIE SCHERE

Zumoreske von
Franz Joh. Biersack

"Lieber Mann", spricht die Frau himmelsfür, „sei doch so gut und gib mir die Schere!"

"Die Schere? Wiejo die Schere?" fragt der Mann.

"Aber du hattest sie doch gestern —"

"Ich? — Deine Schere?"

"Ja, du — meine Schere! Erinnere dich doch, hast du nicht aus der Zeitung verschiedene herausgeschnitten, ja?"

"Ja, das habe ich, aber mit —"

"Meiner Schere!"

"— mit meiner Schere, aber sicher!"

"Du muß sie aber gehabt haben, denn

sie ist nicht da!"

"Ich habe meine Schere! Du weißt es, die alte, schon ein wenig angerostete Schere! Hier liegt sie! Oder ist es vielleicht gar deine Schere?"

"Nein, aber —"

"Kein, Aber! Ich nehme deine Schere nie! Ja, ich nehme sie grundsätzlich nicht...!"

"Ach, Mutter, hast du nicht gestern erst eine Bluse zerrissen?"

"Ja, Kind, das habe ich."

"Bitte, möchtest du mir meine Schere wieder geben?"

"Die Schere? Wiejo die Schere?"

"Benütztest du dabei nicht meine Schere?"

"Nein, ein Messer —"

"Ach, wo ist meine funkelnagelneue Schere hingekommen...?"

"Hat nicht gestern dein Mann — —"

"Freilich hat er — —"

"Mit seiner Schere!" schreit der Mann dazwischen.

"Man kann sich irren!" sagt die Schwiegermutter gelassen.

"Wahnselig, ja, du irrst dich — — sagt die Frau.

"Ich irre mich nicht!... Aber du hast vorgestern die Einmachpapiere zugeschnitten, jawohl!"

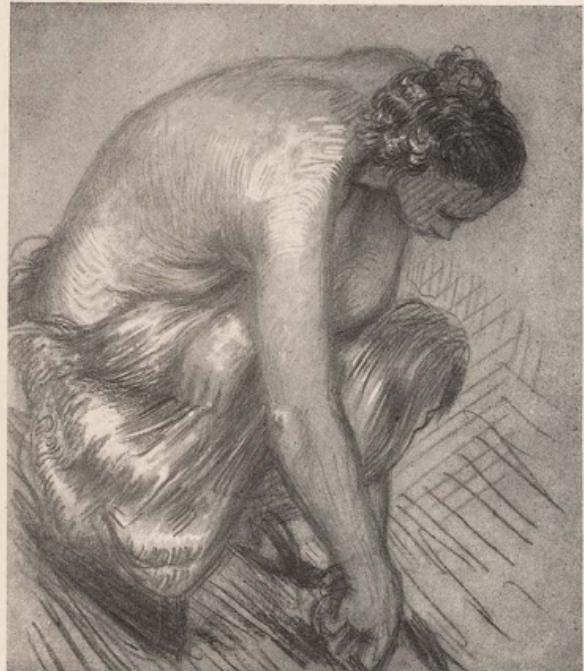
"Ach, vorgestern!"

"Sie muß gefunden werden!" befiehlt die Schwiegermutter.

Die Frau sucht in der Küche. Unterm Zerd, hinterm Basten. Teller scheppern, Bohlenerimer klirren, Teigwalzer walzen dahin, Gläser fallen, Wasserleitungssohre brachen...

Alle Kunstgattungen sind gut, ausgenommen die langweilige Kunstgattung.

(Voltaire)



„Er hat sie doch...!“ seufzt sie grimmig.

Die Schwiegermutter sucht im Arbeitszimmer. Der Schreibtisch ächzt. Manuskripte jubeln, denn nun werden sie schnellstens verlegt. Die Briefwaage stöhnt, denn der Briefbeschwerer (welche Tüte!) liegt auf ihr. Bücher kreischen in den Regalen. Fußselle kraulen sich auf wie Raubtiere.

„Und er muss sie haben!“ sagt sie verbissen.

Der Mann sucht im Zimmer der Schwiegermutter. Kleiderhölzer baumeln abwärts. Kämme sind gezwungen, ihre Zähne in die Seife zu fegen. Blumenvasen lugeln unters Bett. Der Regulator bleibt stehen. Bakteriol flüchtet ins Mundglas. Zwei schlendernde Füße schauen unterm Käppchen hervor.

„Zolloooo!“ schreit der Mann.

Die Frau hastet herein.

Die Schwiegermutter trägt eisige Blicke herbei.

„Hast du sie etwa?“

„Nein, aber ein Knopf ist mir an der Hose gerissen!“

„Schnell Nadel und Faden!“ sagt die Frau und rennt an den Nähtisch.

„Ach!“ stöhnt sie plötzlich.

„Ooooh!“ tut die Schwiegermutter.

Denn hier im Nähtischchen, ganz wie es sich gehört für eine anständige Schere, niedlich und friedlich, liegt blinkend und blitzend die neue Schere.

*
Die Schwiegermutter, in ihrem Zimmer angekommen, ruft nach Baldrian.

Der Mann sinkt in den Sessel vor dem Schreibtisch.

Die Frau aber sagt himmelhoch: „Lieber Mann, ach, sei doch so gut und telephoniere mir doch sogleich um die Aufräumefrau...!“

Halsch verstanden!

Einem Manne war nach Jahren des Wartens endlich der ersehnte Sprößling geschenkt worden.

Er kam abends glückstrahlend an seinen Stammtisch und sagte:

„Denken Sie sich, meine Herren, ich bin noch Vater geworden!“

Da er nicht gerade über grosse Unterhaltungsgabe verfügte, so schüttelten seine Tischgenossen die Köpfe:

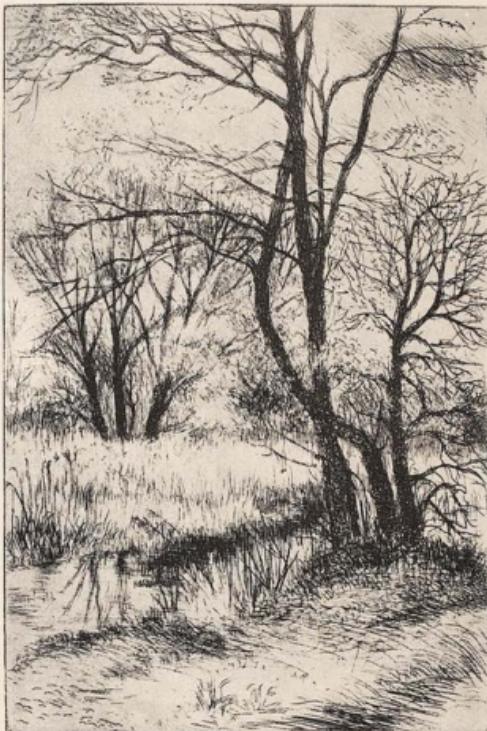
„Ist es möglich, er ist noch jünger geworden!“

*

Au!

Er: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber Ihre Strümpfe werfen Falten.“

Sie: „Sie Rothling, ich habe gar keine Strümpfe an!“



Herbst

R. Reinkenholz

Sei doch fröhlich

Völlst Du verzweifelt, weißt nicht aus noch ein,

Sa suchst Dir ein einsam Plätzchen aus,

Die Stimme der Natur, die immer rein,

Die höre Du, und geh gestützt nach Hause.

Das Vöglein, das so traurlich vor Dir sitzt,

Zeigt Dir den Frohsinn der Natur,

Was hätte diesem Vöglein auch genügt,

Wenn es hier Klaglieder sängt nur.

Carl Bruer.



Furtwängler dirigiert

J. B. Jäkel

Am 26. Oktober 1957 dirigierte Furtwängler in der Tonhalle in München.

Die Schlittenfahrt

Von S. Poitner

Oh, die Kinder reicher Eltern sind nicht immer temperamental und ungeeignet, bei den Spielen der Gassenbuben mitzutun, auch dann nicht, wenn sie gegen Unbill der Witterung durch Kleider geschützt sind, die wie Taucheranzüge aussehen. Ich veresse nicht, welche Mühe wir hatten, durch

die Lederpanzerung zu Peters Herz zu gelangen.

Unser Schulorchester, in dem Knaben im Alter von 11—14 Jahren mitwirken, probte sich mit der Zeit durch sämtliche Säle aller Schulen, die sich in dem historischen Städten befanden. Oft hatten wir

nut eine unklare Vorstellung davon, wo die Übung stattfinden sollte, und wir rammten oder schlepten uns, je nach Größe der Musikinstrumente, wie betäubte Fliegen durch Windeln und Türen. Sechs Uhr Stefanschule am Kirchplatz, waren wir diesmal bestellt, und so zog ich dabin, Geige und Notenblätter, der in einem Leinwandäschchen steckte, in der einen Hand, die andere kräftig schwingend, bis ich wieder Blut in der Faust fühlte, denn es war kälalles Schneewetter und sehr falt. Fünf Minuten nur mehr auf die vereinbarte Stunde zeigte die Kirchenuhr; ich bekleidete mich, es mussten schon von allen Seiten her die kleinen Musstanten anstürmen.

Das erstmal in der Stefanschule, hatte ich mich vielleicht sehr gefürchtet, wären nicht die Zinkernis und Stille dieser Gebäude Altgewohntes gewesen. Aber nicht einmal das Fenster, hinter dem der gestrengste Pedell häusste, war beleuchtet. Ich taufete mich vorwärts und kam, nachdem ich an mehrere verschlossene Türen gedorfzt hatte, in den prächtigsten Saal, der mir von meiner Kindheit in Erinnerung ist.

Geblender staerte ich auf die mächtigen Lüster und auf die weißgedeckte lange Tafel und getraute mich doch nach einigen Sekunden näherztreten, da wir ja hier spielen sollten.

Verspreut laken einzelne feierliche Herren auf den gepolsterten Stühlen; ich nahm möglichst weit von ihnen Platz, etwas seitlich von der Spitze oder dem Ende der Tafel, das mir unbewußt Ehrengut einfloßte; die Geige hielt ich zwischen die Beine geklemmt. So wartete ich ängstlich und wurde ungeduldig, da ich beobachtet aber nicht angesprochen wurde.

Bald kam Peter; er schlug respektlos die Türe zu und schleißt ächzend sein Cello herein. Als er erschrocken die Feierlichkeit und die Stille gewahrte, platzte ich laut heraus.

Mein unziemliches Lachen ermutigte ihn wieder, und wir hätten nun auch den Teufel nicht mehr gefürchtet. Dritter im Bunde war der schlafhafte Anton, der sonst mächtig ins Waldhorn blies, jetzt aber wie ein Heiligenbild am Stuhl siebte und nur eine Sehnfucht hatte: Der Musiflehrer möge bald kommen und die Angelegenheit flären.

An seiner Statt rief uns der Pedell von der schwierig zu behauptenden Stellung. Der Professor habe nicht mehr jeden vom Ausfallen der Probe verständigen können, die Jungens sollten heimgehen.

Anton wohnte nicht weit vom Kirchplatz; er sandte uns vom Fenster aus einen uittrigen Weckruf nach, den wir nicht erwidern konnten, da unsere Instrumente eingepackt waren. Peter erbot sich den Schlitten zu holen; er vermaß meine Geige in seinem Zimmer, und dann ließen wir bis vor die letzten Häuser des Städ-

chens, wo Tannenholz und dahinter eine freie Wiese lagen.

Schneeballwerfend kämpften wir uns durch das Wäldchen, wie Soldaten hinter Baumstrümpfen liegend, und gebärdeten uns sehr tapfer, bis die Gegner ermatteten und wir selbst glühend und schweißtriefend auf die Wiese gelangten.

Waren die Schwinge der nach Kunstmänter mit gebogenem Stahl laufenden schon anzusehen, erfreuten doch auch die kleinen Knaben und Mädchen mit ihrem Ungeküm, die umhertrafen wie vom Teufel besessen und plötzlich verwegen mit der Spige eines ihrer Schlittschuhe stoppten, daß der Schnee stäubte und Eisbrocken sprangen.

Peter hiess mich auf dem Schlitten liegen und mit den Hörner steuern, packte meine gestreckten Beine und schob mich in ungeheuerlichem Tempo über die weiße Fläche. Als er einen Augenblick stehen blieb, hörte ich sein Herz rasant schlagen und legte ihm warnend die Hand auf die Brust. Er sah aber auch wölklich aus wie ein Tiefseetaucher, mit der dicken, warmen, hochgeschlossenen Lederkleidung unter der Kapuze. Wie sollte sein Körper genugend die Bewegung ausgleichenden Sauerstoff zugeführt erhalten? Peter war gesund, stark und schön wie ein kleiner Apoll; schade, daß sein flachshaar unter der Haube verborgen lag.

„Wildfang! Wildfang!“, hörte ich rufen; Peter warf mich auf das Gefährt und eilte jauchzend weiter.

Nun war hier ein ausgedehntes Eisfeld, wo der Schlitten, noch vom letzten Stoß getrieben, widerstandslos dahinglitt. Peter stand gleich einem Wellenreiter, hielt sich an meinen Füßen fest und stemmte geschickt mit blitzschnellen Wendungen die glatt aufgedrückten Füße in die jeweilige Fahrrichtung.

Bald vor dem Ende der Eisfläche sah ich scharf ein schwarzes Ding heranleitende, das immer größer wurde und plötzlich den Schlitten zum Stehen brachte. Ich landete im Hintersprung auf der hartgefrorenen Schneedecke und krabbelte auf, um Peter beizutreten, der einen noch viel böseren Stoß getan haben mußte. Jedoch, er stand unerschüttert, nur etwas blaß und atemlos. Wir waren schnell von einigen Kindern umringt, die Peter in eine nahestehende Hütte schoben, aus der dumpfe Luft hervorquoll, und die Brettertür verstellten. Ich wunderte mich, daß er alles über sich ergehen ließ.

Es war Brauch, wer einen fahrenden Schlitten mit List zum stehen brachte, durfte sich vom Besitzer des Fahrzeugs etwas wünschen. Die vorgebrachten Wünsche hielten sich übungsgemäß in bescheidenen Grenzen und waren leicht zu erfüllen, deshalb wurde der Brauch mit einem gewissen Ehrgeiz aufrechterhalten. Um Verlegenheiten zu vermeiden, überbrachte immer eine Schar Kinder den

Wunsch, und so wurde auch Peter gefangen gehalten, ohne zu wissen, wen er bestimmt sollte.

Clarissa, ein helläugiges, schlanken Mädchen mit einem pechschwarzen Knoten im Haar, hatte ihren Schulranzen vor das Freizeit geschleudert und stand nun gebückt im Schnee, mit dem Zeigefinger unverständliche Zeichen kreisend. Wir warteten still auf den Wunsch, den sie aussprechen würde. „Ich war für ein Kind so seltsam, daß ich ihn heute noch zu hören glaube.“

„Immer, wenn Peter an mich denkt, soll er leise Alaa sagen.“

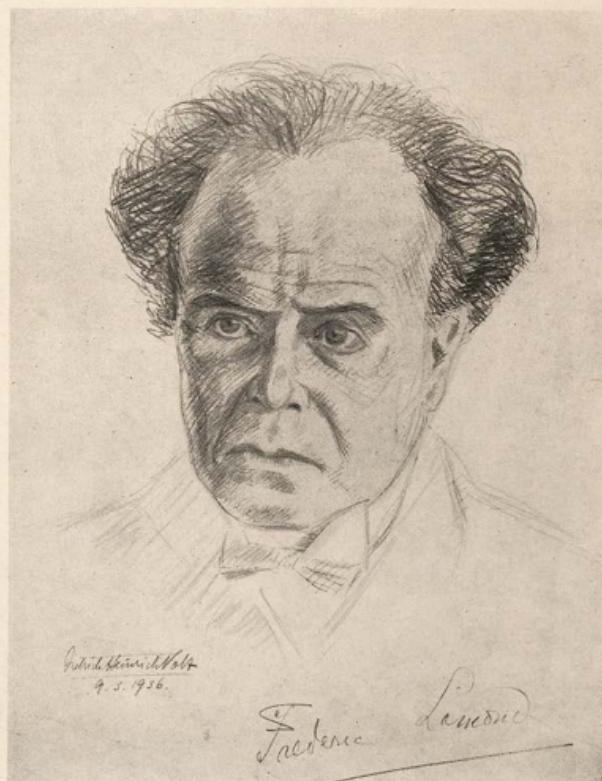
Ihr Finger grub weiter.

Mir fiel ein, daß Peter in der Hütte weinte; ich ging darauf zu, ihn zu holen.

Er lebte bleich und leblos an der Bretterwand; gemeinsam zogen wir ihn heraus. Voller Schrecken riß ich an seinem dicken Ledermantel, damit er Luft bekomme. Todesschreck ergriß mich, als er schwer in meinen Armen hing.

Zu zweit brachten wir seine Brust frei; ich rieb eine Hand voll Schnee an seinem erstarnten Gesicht und war dem Umfallen nahe, bis ich das schüchterne Pothen wie derwachender Lebensgeister vernahm.

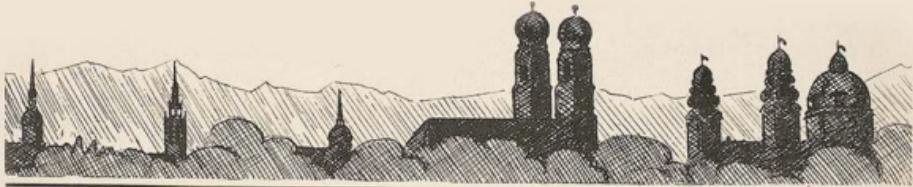
Wenn ich's recht bedenke, so ist nur der zärtliche Wunsch des Mädchens wert, im Gedächtnis bewahrt zu werden, weil er auf eine unbekannte Weise traurig macht, und deshalb weiß ich auch nicht mehr, wie die Geschichte ausgegangen ist.



Frederic Lamond

Dietrich H. Volz

Der bekannte Beethoven-Interpret Frederic Lamond zeigte am 6. November im Bayerischen Hof in München vor einer begeisterten Zuhörerschaft seine hohe Kunst.



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglmaierplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte

Groß-Konditorei CAFÉ MACH
Rosenstraße 11

Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert

Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMUNGS - SCHRAMMELTRIO

Bärenschänke Fürstenfelder-
Straße 15
Das behagliche Mittag- u. Abendlokal

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Köche
alle Tageszeitungen

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert **Täglich** abends Tanz

Besuchet die Vorstellung der
„DACHAUER“ im „PLATZL“
gegenüber dem Hofbräuhaus

Café am Dom
Kaufingerstraße

Hotel Stadt Ulten am Haupthof.
Führende deutsche Kaffeehaus Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

MÜNCHENER KUNSTSCHULEN

Münchener Lehrwerkstätten
Medaillenmünzen, Gedenkmünzgraphik,
Zeichnen, Malen, Abendkurs 17-19 Uhr
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 30149

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schmid, Iking / Isoroff mit
Lehrstätte München, Odensplatz 2
steht. Amerik. u. Allgem. Kunsterziehung



*Morgens und
erst recht abends*
Chlorodont

Lerne
Auto-Motorrad-
fahren bei
Spreitzer
Tel. 13269
Kapellenstr. 1
versunkener Café Fürstthal

Gemälde
Bauarbeiten, vorwiegend
München, R. 1000
Von Glazier Odéon
Telefon 13 7993

**HEINLOTH & CO K.D.T.
GES.**
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHÉE**

Werbung bringt Arbeit!

Qualitätsdecke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10 Telefon 20763

Markensommler
erh., inter., Nachr.,
kostenlos
Markenmeyer
München, Baderstr. 49

**LEST DIE
"JUGEND"**

Klischesse
für Reklamewerke
Bild-Eindrücke
& Zeichnungen
Münchener
Klischesse-Anstalt
Kanalstr. 3 - Tel. 27667

Ein Kavalier

„Wenn du nur einen Tag so liebenswert
dig sein würdest wie die Kavaliere im
Film!“

„Hast du eine Ahnung, was die auch
dafür bekommen?“

Die Zeit ändert sich

„Sagen Sie, Doktor: Ihre Schweizer
und Sie sind Zwillinge?“

„Wir waren es — als Kinder. Heute
ist sie fünf Jahre jünger als ich!“



R. H. S.

Kindliche Auffassung

Der Lehrer nimmt in der Klasse ein
Gedicht durch, in dem das Wort „Wind-
braut“ vorkommt. Er fragt die Kinder,
ob sie denn wüssten, was eine Windbraut
ist. Ein kleiner Knirps hebt die Hand und
sagt auf die Frage des Lehrers:

„Das ist ein Mädchen: das hinten auf
dem Motorrad sitzt.“

*

„Schorsch, trag du das Kind und gib
mir die Eier. Du kannst sie fallen
lassen.“

Das Tobbogan

Von Rudolf Spiz

Anton und Irmgard waren seit 8 Jahren verheiratet. Die Ehe war blendend. Anton pflegte zu sagen: mir kann man nichts vor machen. Ich kenne die Frauen. Und darum war damals die Wahl seiner 38 Jahre auf die graziose, ruhige Zwanzigjährige gefallen, die, wie er sich ausdrückte, Wachs in seinen Händen war. Sie hatte widerspruchslös seine Gewohnheiten angenommen. Das Neue der ethelinen Häuslichkeit erfüllte sie zuerst mit amüsierten Schügen, dann wurde alles zur vertrauten Selbstverständlichkeit. Da kam der Abend, wo sie den Lunapark gingen. Die Idee ging von Anton aus. „Gehen wir einmal in den Lunapark“, sagte Anton, „es ist ganz spaßig, sich den Trubel anzusehen.“ Sie gingen durch die menschenüberfüllten Alleen zwischen Buden und Attraktionen. Mit lässiger Handbewegung wehrte Anton die Zurufe und Angebote der Budenbesitzer ab. Er hatte Irmgard untergeküßt und sah wohlwollend auf das bunte Gedränge.

Plötzlich blieb Irmgard stehen. Er wandte sich um und sah voll Staunen ihr erregtes Gesicht.

„Du, Anton, ich möchte zu gerne einmal auf die Rutschbahn.“

Anton war kaum einer Antwort fähig. „Du — möchtest ...“

„Ja, Anton, nur einmal, so ein Tobbogan muss himmlisch sein. Warte, ich bin gleich wieder da.“

„Irmgard!“ Es war wie ein Schrei.

Aber Irmgard war schon fort. Mit leuchtenden Augen und lachendem Mund ließ sie sich die schmale Treppe hinaufrollen, die zur Rutschbahn führte.

Anton mußte sich an einem Geländer halten. Seine Frau — die Frau, die er in die Abgeklärtheit seiner Atmosphäre erhoben hatte, die er zur Gefährin seiner leise gedämpften Weltanschauung eroren hatte, die er nach seinem Bilde gemodelt und in seinem Sinne vollendete — seine Frau ging auf das Tobbogan! Eine Welt stürzte zusammen. Die Zeit, bis die rollende Treppe mit den lachenden Menschen — unter ihnen seine Frau — oben angelangt war, schien endlos zu sein. Seine Ehe zog an ihm vorüber, wie der zu Tode verurteilte in Sekunden sein ganzes Leben überblickt.

Das ruhige heitere Mädchen — sie war aus einer kleinen Stadt, sehr häuslich erzogen, der Vater, ein Mann mit Prinzipien.

Durch ihn hatte sie den Wohlstand kennengelernt. Er bot ihr ein schönes Heim, sie gingen ins Theater, er führte sie zu Vorträgen und in Konzerte. Sie lasen gemeinsam gute Bücher. Er hatte eine Vorliebe für Geographie und Geschichte und legte Wert darauf, ihr mangelndes Wissen auf diesen Gebieten zu ergänzen. Sie hatten keine Kinder. Ein paar gleichgesinnte Freunde boten angenehmen Verkehr. Doch über allem Primitiv stehend war er sich immer bewußt, in seinem Leben, seiner Ehe, seinen Bestrebungen jene vereinerte Kultur anzufordern, die ihm von der Masse Mensch absondern sollte.

Nie, in keinem Augenblick hatte er den Gedanken erwogen, ob Irmgards Einstellung zum Leben eine andere sein könnte. Und sie, seine Frau, seine Frau ging auf

das Tobbogan. Wer war sie im tieffsten Grunde, wer hatte in diesen 8 Jahren an seiner Seite gelebt, hatte sie ihm angehört — hatte er geträumt — oder narrte ihn ein Spuk?

Irmgard war oben angelangt. Jetzt setzte sie sich auf ein Bänkchen und vergnügt winkend glitt sie mit einem kleinen Aufschrei die Bahn herunter. Der Rock ihres dunklen Straßenkleides war hoch hinaufgerutscht ...

Als sie fröhlich aufstammend mit einem Sprung wieder auf ihren Füßen stand, erschraf sie.

„Aber, Anton, ist dir schlecht?“

Er packte sie am Arm. „Komm“, sagte er tonlos.

Zwei fremde Menschen gingen nach Hause.



Auf dem Heimweg

Hildegard Cloos

Die verkannte Venus von Milo



„— Und siehst Du, das kommt von dem vielen Nägelkauen“